

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 38 (1982)

Artikel: Anmerkungen zu zeitgenössischen judenchristlichen Bewegungen
Autor: Passelecq, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANMERKUNGEN ZU ZEITGENÖSSISCHEN JUDENCHRISTLICHEN BEWEGUNGEN

von Georges Passelecq O.S.B.

Innerhalb der letzten zwanzig Jahre ist in der christlichen Haltung zum Judentum eine Wandlung vor sich gegangen. Theoretisch gesehen stellen die Dokumente des kirchlichen Lehramts jedenfalls einen Beweis dafür dar. Doch ist es leider nicht erwiesen, ob auch eine Wandlung in der Haltung der Christen zu den Juden eingetreten ist.

Die Art und Weise, wie die Christen die Juden einschätzen, bleibt von einer gewissen Verlegenheit gekennzeichnet, ja man kann sogar so weit gehen, zu sagen, die kirchliche Betrachtungsweise der Juden sei zweideutig. Jedenfalls trägt sie den Stempel der Unentschlossenheit. Sie schwankt zwischen einer Anerkennung des Judentums als solchem, und diese Tendenz scheint nach und nach die Oberhand zu gewinnen, und einem Beiseiteschieben des Judentums aufgrund einer traditionellen Theologie, welche, trotz mutiger Bemühungen, bis heute noch nicht völlig zum Verschwinden gebracht worden ist.

Einerseits erscheint das Christentum als vom Judentum radikal verschieden; andererseits bleibt es für Christen oft unerklärlich, wie das jüdische Volk, ohne abzuweichen, seinen eigenen Weg parallel zur Kirche weitergehen konnte und noch immer weitergehen kann, und das trotz seiner Ablehnung der kirchlichen Lehre. Die jüdische Tradition hat diese Lehre für unannehmbar erklärt, obwohl sie doch auch auf der schriftlichen Offenbarung beruht, welche die gemeinsame Quelle beider Religion darstellt. Zu diesem als Anomalie empfundenen Widerspruch gesellt sich noch eine paradoxe Asymmetrie: Wenn es dem Christentum nach und nach bewusst wird, dass es ohne Rückgriff auf die inspirierten Quellen, ohne Kenntnis seines Herkunftsmilieus und ohne Neuentdeckung einer nahen Verwandtschaft mit der Mutterreligion weder eine Selbsterklärung finden noch die apostolische Tradition richtig verstehen kann, so braucht die Mutterreligion ihrerseits das Christentum nicht, um sich zu definieren oder ihre eigene Identität zum Ausdruck zu bringen. Die Synagoge hat bei den Christen nichts zu suchen. Sie kann über sich

Benediktiner der Abtei Maredsous, B — 5642 Denée (Belgien)
(Übersetzung aus dem Französischen.)

selbst reflektieren, ohne den christlichen Abweg einzubeziehen. Und wenn es eine christliche Interpretation der Heilsgeschichte gibt, so kann umgekehrt von einem symmetrischen jüdischen Verständnis der christlichen Existenz nicht die Rede sein.

Dennoch bleiben gewisse grundlegende Werte gemeinsam. Von Seltenheitswert, aber dafür berühmt ist die Stelle bei Maimonides, wo er einräumt, dass das Christentum und der Islam zur Kenntnis des Monotheismus beigetragen und so die Verbesserung der Menschheit gefördert haben, sodass das Christentum die Wege des Messias vorbereitet. Doch will das Unglück, dass der Glaube an den Messias, der doch Christen und Juden einander näherzubringen scheint, gleichzeitig das trennende Element zwischen ihnen darstellt. Ist Jesus von Nazareth der Messias, der Sohn Gottes, Gott selbst, oder nicht? Die Christen können nicht auf diesen Glauben verzichten; die Juden können ihn nicht annehmen. Die Glaubensintoleranz in der Verteidigung der Wahrheit ist bei beiden gleich gross. Durch Jesus ist es unmöglich geworden, dass Christen für Juden etwas anderes sind als Schismatiker, und damit Brüder, während Juden für Christen untreue Söhne des gemeinsamen Vaters sind, also ebenfalls Brüder. Die beiden Positionen sind miteinander nicht in Einklang zu bringen...

Nun ist aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein seltsames, befremdendes und beunruhigendes Phänomen zu beobachten. Es scheint nicht, dass es sich dabei um ein Novum handelt — man kann dieselbe Feststellung im Keim schon in den ersten christlichen Generationen machen —, doch bietet es sich dem Blick wie das Wiederaufflammen einer Haltung dar, die auch dem aufstrebenden Christentum aufgrund seiner geschichtlichen und religiösen Wurzeln eigen war: die Tendenz des «Judaisierens».

Ein Rückblick in die Geschichte

Das Verbum «judaisieren» wird (ein einziges Mal) vom Apostel Paulus gebraucht, um die strenge Beobachtung des mosaischen Gesetzes durch Christen jüdischer Herkunft zu kennzeichnen, die das Gesetz darüber hinaus auch noch den bekehrten Heiden auferlegen wollten. In Jerusalem hatten sie sich um Jakobus geschart (vgl. Gal 2:2). Diese Haltung führte zu einer Kontroverse. Die ganze Frage wurde den Aposteln vorgelegt, die eine Entscheidung trafen, indem sie die Christen von der Beobachtung des mosaischen Gesetzes dispensierten, mit Ausnahme einer dreifachen Enthaltung: Götzenopferfleisch, Fleisch und Blut erstickter Tiere und

unerlaubte eheliche Verbindungen (Apg 15:20). Das geschah um das Jahr 50 der christlichen Zeitrechnung.

Trotz dieser Entscheidung hat sich ein «judenchristlicher» Zweig erhalten, der aus dem ersten christlichen Stamm hervorgegangen war.

Die Definition dieses Ausdrucks «judenchristlich» ist schwierig. Das Adjektiv «jüdisch» in der Wortverbindung «juden-christlich» kann entweder im ethnischen oder im religiösen Sinn verstanden werden. Im ersteren Falle wäre jeder als Jude geborene Christ ein Judenchrist. Man kann aber auch beide Bedeutungen zusammennehmen. In diesem Fall wären dann Judenchristen Christen jüdischer Herkunft, die mosaische Observanzen mit dem christlichem Glauben und christlichen Gebräuchen verbinden. Wenn nun aber auf der anderen Seite manche für den Glauben an Christus gewonnene Juden jede Verbindung mit der Religion ihrer Väter abgebrochen haben, so gab es umgekehrt auch Konvertiten aus dem Heidentum, die «judaisierten».

Liesse sich also verallgemeinernd sagen, das Judenchristentum sei ein Christentum, das dem Gesetz treu bleibt, wenn auch in abgeschwächter Form? Auch da gab es Abstufungen. Die einen anerkannten in Jesus einen Propheten oder Messias, aber nicht den Sohn Gottes; andere wiederum – ihre Position ist vom Standpunkt des christlichen Glaubens her absolut orthodox – begnügten sich mit einer Anhänglichkeit an manche Formen jüdischen Lebens, ohne sie den Konvertiten aus dem Heidentum auferlegen zu wollen.

In einem weiteren Sinn könnte man den Ausdruck «judenchristlich» in dem Sinne anwenden, dass er, wie auch immer, jedes gänzliche oder teilweise Festhalten an jüdischen Satzungen und / oder an jüdischen gedanklichen Kategorien bezeichnet. Das Mindestmass auf diesem Gebiet wäre alles, was über die im Aposteldekret von Jerusalem festgelegten Grenzen hinausgeht.

Diese Tendenz ist mit der ersten christlichen Generation nicht verschwunden. Nach Aussage von Justinus Martyr findet man Spuren davon noch in der Mitte des 2. Jahrhunderts. Auch hat es, vor allem im Orient, bis ins späte 5. Jahrhundert hinein immer wieder ein Aufflammen «judaisierender» Tendenzen gegeben. So «judaisierten» Christen, indem sie den Sabbat beobachteten. In Antiochia besuchten manche die Synagoge, «um eine gute Predigt zu hören». Es ist zweifelhaft, ob sie jüdischer Herkunft waren.

In der Zeit Karls des Grossen ist noch an verschiedenen Orten des Reiches das Fortbestehen einer von der jüdischen Religion ausgehenden

Anziehungskraft festzustellen. Es liegt auch im Bereiche des Möglichen, dass dabei durch die Jahrhunderte hindurch das Überleben einer auf Bekehrung abzielenden jüdischen Propaganda eine Rolle gespielt hat.

Wie man sieht, ist das Judenchristentum eine komplexe und vielfältige Erscheinung.

Nachdem sich das Christentum im gesamten Mittelmeergebiet ausgebreitet hatte, kam die Zeit, in der die Taufwerber ausschliesslich aus heidnischen Kreisen stammten. Der Ausdruck «judenchristlich» passte nicht mehr und verschwand. So gab es denn auch keine Judenchristen im ursprünglichen Sinn des Wortes mehr, sondern nur noch einzelne Juden, die sporadisch an die Türe der Kirche klopfen. Da auch die Kirche inzwischen endgültig «anders» geworden war, handelte es sich in solchen Fällen um echte «Bekehrungen». Es sind deren viele im Verlauf der Geschichte zu verzeichnen.

Und dennoch lebten immer auch Nostalgiker in der Kirche, und sie leben auch noch heute. Man könnte dazu auch die Konvertiten aus dem Heidentum zählen — solche Fälle waren von Anfang an nicht selten —, deren Bekehrung auf ihre Beziehungen zu Christen jüdischer Herkunft zurückging. Das Judentum hat nie aufgehört, manche Christen zu faszinieren.

Es scheint, dass diese von so vielen Zweideutigkeiten belastete Situation auch heute noch, nach zwanzig Jahrhunderten Christentum, nicht vollständig der Vergangenheit angehört. Der Fortbestand dieses Phänomens, das nicht nur existiert, sondern sich heute auch ausbreitet, verdient Beachtung.

Um es nochmals zu präzisieren: So wie Jesus selbst und die Apostel, waren auch die ersten Christen ausnahmslos jüdischer Herkunft. Indem jemand an Jesus glaubte, solange dieser unter den Lebenden weilte, hatte er nicht den Eindruck, die Religion seiner Väter zu verlassen und noch viel weniger, eine neue Religion zu gründen. Immerhin kommt ein neues Element hinzu, welches das Gewissen der Zeitgenossen zutiefst aufwühlte. Dem IV. Evangelium zufolge sagt Andreas zu Petrus (Joh 1:14): «Wir haben den Messias gefunden!»

Das messianische Ideal des Judentums umfasst zwei Phasen. Eine der Aufgaben des Messias wird es sein, das messianische Zeitalter einzuleiten, das eine Zeit des Friedens und der Eintracht sein wird, und deren Krönung in der Auferstehung der Toten bestehen wird. Diese messianische Epoche erfolgt «am Ende der Zeiten». Es ist nun schwierig, zu entscheiden, ob man diesen Ausdruck wörtlich verstehen muss oder ob er

rein allegorisch gemeint ist. Die talmudische Tradition macht diesbezüglich eine doppelte Aussage: Einerseits legt sie nahe, dass die Prophezeiungen verschiedene Zeitabschnitte ins Auge fassen; andererseits wird das Ereignis, das den Übergang von der geschichtlichen Zeit zur «kommen- den Welt» kennzeichnet im Laufe von vierzig Jahren eintreten. Am Anfang dieser Zeit steht das Kommen des Messias, so wie der Einzug ins Gelobte Land die vierzig Jahre der Wüstenwanderung beschliesst.

Die begeisterte Bewegung rund um Jesus verlieh dem Messias persönliche Züge und identifizierte ihn mit Jesus. Nun hat aber Jesus die jüdische Tradition, in der seine Unterweisung verwurzelt ist, nicht aufgehoben. Nach seinem Tode wurde eine Missionsbewegung ausgelöst, die allerdings innerhalb des Judentums geblieben ist. So kam es dann, dass sich angesichts der Weigerung des grössten Teiles der Juden, die Messianität Jesu anzuerkennen, die Neuchristen, die auch alle Juden waren, als das «wahre Israel» empfanden. Was den Ausdruck «Christen» anbetrifft, so tauchte er erst gegen das Jahr 45 in Antiochia auf. Auch stellte sich anfänglich die Frage, das Evangelium auch den Griechen und Römern zu verkünden, überhaupt nicht: das christliche Ereignis betraf sie nicht.

Nach und nach entfaltete sich die ganze starre Härte der Kirchen- väter. Ihre Haltung erklärt sich zum Gutteil aus der Angst vor «jüdischer Ansteckung». Durch die ganze Geschichte hindurch schwankte die christliche Mentalität zwischen den zwei Extremen des Hasses gegen die Juden einerseits, und der Bewunderung für das Judentum. Das von paradoxen Haltungen durchzogene christliche Gleichgewicht besteht darin, die Fortdauer und die Gültigkeit des Judentums anzuerkennen und zu respektieren, seine Schönheit zu bewundern, gleichzeitig aber dem radikal «anderen» Charakter der aus dem Evangelium hervorgegangenen Tradition Rechnung zu tragen, indem man sich bewusst ist — so drückt es ein in dieser Materie bewandeter Theologe aus —, dass dieser Unter- schied trotz allem Anschein aus dem Christentum keine neue Religion macht, weil dieses ja nur ein authentisch in und durch Jesus Christus erfülltes und keineswegs aufgehobenes Judentum ist.

Wichtig ist, dass die Beziehung zwischen den beiden Religionen nicht verfälscht wird.

Es handelt sich um ein schwer durchzuhaltendes Gleichgewicht, denn die Bande zwischen den beiden Religionen sind sehr eng und ihre Grenzen in manchen Punkten verschwommen. Im Laufe der Geschichte sind manche Christen durch die Entdeckung der jüdischen Tradition vom Glauben an Christus zu der von den Patriarchen geerbten Religion über- gegangen. Den Ausgangspunkt eines Grossteils dieser «Apostasien» durch

Bekehrung bilden verschiedene eng miteinander verflochtene Motive : die Aufgabe des Glaubens an den Messias Jesus, ein vereinfachtes Bild vom einen Gott, ein Unbehagen gegenüber den abstrakten Formulierungen des christlichen Dogmas und der Ausübung klerikaler Autorität in Glaubensdingen. Dazu kommt vielleicht noch eine ideale Vorstellung von einer exotisch anmutenden Religion, die Anziehungskraft der heiligen Sprache sowie die Forderung des Absoluten verbunden mit der Enttäuschung über den Abstand zwischen dem Ideal des Evangeliums und der Art und Weise, wie man damit unter Christen und in den etablierten Kirchen umgeht.

Die Judenmission ist keine Einrichtung, die von gestern stammt. Es wäre in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, die apologetischen Methoden zu prüfen, die von den Predigern angewandt wurden, welche sich die Juden im römischen Ghetto im 17. Jahrhundert jeden Sonntag in der benachbarten Kirche anhören mussten. Von den Anfangszeiten des Christentums berichtet die Apostelgeschichte, dass der erst kürzlich getaufte Saulus die Juden von Damaskus beschämte, «indem er in den Synagogen predigte, dass Jesus der Sohn Gottes sei» (Apg 9:20). Das gibt zu denken. In Rom ging es darum, die Juden ihrem Glauben abspenstig zu machen und sie zu überreden, das Christentum anzunehmen. Die Taufe schloss ja ipso facto eine in gehässigen Worten — *horresco referens* — verfasste Abschwörung des Judentums von seiten der Katechumenen ein.

Welches waren aber die Argumente solcher Taufkatechesen? Man kann sich diese eifrigen Apologeten vorstellen, wie sie ihrer Zuhörerschaft einredeten, es sei eine Schande, zur Nachkommenschaft der infamen Gottesmörder zu gehören, die den Heiland der Welt getötet hätten, und wie sie die Juden zu überzeugen versuchten, dass der einzige Weg, dieses schmachvolle Verbrechen zu sühnen und sich gleichzeitig das Heil zu sichern, darin bestünde, dem Judentum abzuschwören. Von den rednerischen Effekten abgesehen ist die mit Einschüchterung arbeitende vereinfachende Methode wahrscheinlich gleichgeblieben bis ins 20. Jahrhundert, als Papst Johannes XXIII der Kirche die Augen öffnete und einen neuen Horizont aufzeigte.

Man kann heute nicht mehr von Proselytenmacherei sprechen, zumindest prinzipiell und theoretisch. Dennoch bleibt ein Problem bestehen, das auch weiterhin die Gewissen von Christen verwirren wird, die eine Aufgabe auf dem Gebiete des Unterrichts, der Predigt und der Evangelisation innehaben: das richtige Verhältnis zwischen Evangelisation und Oekumene, zwischen missionarischer Gesinnung, deren vorrangliches Anliegen es ist, die Frohe Botschaft an allen Orten zu verkünden, und der durch den jüdisch-christlichen Dialog neu geschaf-

fenen Situation. Vertragen sich diese beiden Zielsetzungen miteinander? Welche von beiden muss eventuell der anderen Platz machen? Der Apostel sagt doch (1. Kor 9:16): «Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige!» Der Antrieb, das Evangelium zu den Heiden hinauszutragen, hindert doch nicht, dass es Israel ebenfalls hören muss...

Die Christen sind zum Dialog aufgerufen. Es wäre unerträglich, wenn sich einer der Partner heuchlerisch an den anderen heranmachen würde mit der versteckten Absicht, sich des Dialogs zu bedienen, um ihn zu bekehren. Auf der anderen Seite hat man nicht das Recht, einen jüdischen Menschen, der ehrlich die Taufe wünscht, mit leeren Händen wegzuschicken. Ebenso wenig ist eine Verwässerung der Lehre angezeigt, die aus Opportunismus den wesentlichen Glauben an die Auferstehung Christi in den Hintergrund rückt, um das Christentum für einen Juden schmackhafter zu machen. Die Begegnung der christlichen Gemeinde mit dem Judentum muss bei aller Achtung der Unterschiede zu einer Zusammenarbeit im Interesse des gemeinsamen Zeugnisses für den einen Gott führen, den Vater aller, sowie zur Förderung gesellschaftlicher Strukturen, die das Kommen des Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens möglich machen, an das beide zutiefst glauben. Die französischen Bischöfe haben die Proselytenmacherei 1973 folgendermassen beschrieben: «Ein unredlicher Versuch, einen anderen Menschen von seiner Gemeinschaft zu lösen und ihn zu bewegen, sich einer anderen anzuschliessen.»

Ein solcher Hintergedanke muss unbedingt ausgeschlossen werden, nicht nur wegen der Achtung vor dem Partner, die jedem Dialog innewohnt, sondern auch weil die Juden als Gottesvolk mit Gott durch einen ewigen Bund verbunden sind, ohne den der Neue Bund überhaupt nicht existieren würde. Weit davon entfernt, das Verschwinden der jüdischen Gemeinschaft ins Auge zu fassen, müsste die Kirche, den Versuch machen, mit ihr eine lebendige Verbindung herzustellen.

Aber davon sind wir leider noch weit entfernt.

Die «Juden für Jesus» («Jews for Jesus») in den USA.

Die Hydraköpfe der Bekehrungssucht wachsen nach, so oft man sie abschlägt. Im Rahmen protestantischer Kirchen bestehen immer noch, besonders in den Vereinigten Staaten, missionarische Gruppen, die die traditionelle Technik auch weiter anwenden. Die USA sind eine Gesellschaft in der sich die in viele Denominationen aufgesplitterten Kirchen in einem Konkurrenzkampf befinden, was immer wieder zur Gründung von

Informationszentren, Bibelschulen und zur Verteilung von Traktaten und Zeitschriften führt.

Man kann rasch feststellen, dass es sich dabei um Unternehmungen fundamentalistischer Art handelt, eine Bezeichnung, deren Bedeutung erklärt werden muss. Es handelt sich «um eine Tendenz, die aus Reaktion gegen den Modernismus und gegen jede Rücksichtnahme auf geschichtliche und wissenschaftliche Fakten streng und hartnäckig den traditionellen Glauben hochhält» (de Lubac, *Encyclopédie «Catholicisme»*). So verlangte man z.B. 1918 vom amerikanischen Parlament, zu untersagen, dass im Unterricht die Evolutionstheorie behandelt werde. Oder, um es kurz und bündig auszudrücken: Der Walfisch hat Jona tatsächlich verschluckt, weil es die Bibel sagt.

Traditionsgemäss sind die fundamentalistischen Christen der Meinung, ihre hauptsächlichste und dringendste Aufgabe bestehe in der Bekehrung der Welt. So sind denn auch die Juden als Angehörige der Mutterreligion, deren Konflikt mit dem Christentum man bedauert, Gegenstand ganz besonderer Evangelisationsbemühungen.

Die Missionstätigkeit ist nicht erfolglos geblieben: Unter den Konvertiten, die in verschiedene protestantische Denominationen integriert sind, sind manche Neuchristen — es gibt dafür ein berühmtes Beispiel aus der Zeit der Apostel! — zu eifrigen Propagandisten des Glaubens an Christus geworden.

Eine Neuheit ist dabei die Organisation der «Jews for Jesus», die zwar aus den erwähnten Organisationen hervorgegangen ist, aber überraschende Formen annimmt: Ihr Ziel ist, «den Messias mit den Juden zu teilen», die für diese Gruppen potentielle Konvertiten sind. Die Organisation umfasst Juden, in der Mehrzahl junge Leute, die vom Standpunkt ihrer religiösen Überzeugung aus Juden bleiben wollen, aber Jesus als Messias anerkennen und ihn zum Gegenstand ihrer Verehrung machen. Sie haben sich das nicht aus den Fingern gesogen: Diese merkwürdige ideologische Veränderung wurde ihnen bewusst und geschickt durch eine neue Evangelisationsmethode eingepflegt. Neu... In Wirklichkeit ist sie es keineswegs. In Spanien bestand im 15. Jahrhundert der «dernier cri» darin, Konvertiten als Bekehrungsinstrumente zu benützen. Zu ihnen gehörten z.B. Salomon Levi, Theologe und später Bischof von Burgos, Geronimo de Santa-Fe, ein erstklassiger Talmudist, der beim Religionsgespräch von Tortosa, im Jahre 1413, die christliche Sache gegen vierzehn gelehrte Rabbiner verteidigte.

Die Zeiten haben sich geändert. Die theologischen Argumente sind

zum grossen Teil dieselben geblieben. Nur die Methode wurde weiterentwickelt. Die Leiter der Bewegung sind Konvertiten; sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Leuten, bei denen einige Anzeichen darauf schliessen lassen, dass sie einer Bekehrung nicht abgeneigt wären. Man behält das jüdische Image bei: Benützung traditioneller religiöser Symbole wie die Menorah (siebenarmiger Leuchter), die Thorarollen, das Tragen der Kippa oder Yarmulka (Käppchen) beim Gebet, der Gebetsmantel (*Tallit*), sowie verschiedene andere Bräuche. In dieser Umgebung gehört auch ein offenes Bekenntnis zum Staat Israel zum guten Ton. Gleichzeitig ist aber die Lehre in einer merkwürdigen Mischung ausgesprochen christozentrisch. Man geht geschickt von der Thora und den Propheten aus und kommt unweigerlich zu den apostolischen Schriften. Die Lektüre der hebräischen Bibel dient nur dazu, um zu zeigen, dass sich die Verheissungen durch und in den Berichten der Evangelien erfüllt haben.

Die Mitglieder der «Jews for Jesus» sind junge, aktive Menschen. Die Werbung erfolgt durch anziehende musikalische oder literarische Veranstaltungen, die die messianischen Absichten, in deren Mittelpunkt Jesus steht, tarnen sollen. Gottesdienste werden am Freitag Abend abgehalten, jedoch wird ein Teil der Konvertiten in die bestehenden Kirchen eingliedert. Man kann sie beobachten, wie sie, in ihre Gebetmäntel gehüllt, um die Synagogen herum Posten beziehen und Spruchbänder folgender Art entfalten: «Wir werden wegen unseres Glaubens verfolgt» — «Lasst uns Juden sein». Traktate werden verteilt, von Hand zu Hand und durch Gratisversand auf Bestellung. Hier ein Beispiel für den Inhalt eines solchen Traktats:

«Meine Freunde, Jesus lebt, er wird bald wiederkehren und den Frieden bringen. Er ist der Messias Israels und ist imstande, der Unordnung der menschlichen Regierungen in unserer Zeit ein Ende zu setzen.

Wir glauben, dass er der Messias ist.

Und wir sind Juden, mehr denn je.

Jesus hilft uns, unser Erbe zu verstehen, denn er ist selbst Jude. Die prophetischen Weissagungen haben sich in ihm erfüllt vgl. Jes 9:6; Mich 5:2; Jes 53; Sach 12:10).

Das Neue Testament ist ein jüdisches Buch.

So bittet Jesus, in euer Leben einzutreten, um eure Sünden zu

tragen. So werdet auch ihr durch eine neue Geburt in die Familie Gottes eintreten.

Der sicherste Beweis für die Messianität Jesu sind die prophetischen Texte, die von den Rabbinen der alten Zeit als messianisch anerkannt wurden.

Man nehme Gen 49:10: «Das Zepter wird nicht von Juda weichen.»

Hebr 7:14: «Denn es ist offenkundig, dass unser Herr aus Juda hervorgegangen ist.»

Jes 9:6-7: «Der Messias muss ein Nachkomme Davids sein.»

Jesus ist es nach Luk 1:32,33: «Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben.»

Schlussargument: Die Bibel führt uns zwei Messiasbilder vor Augen: den leidenden Gottesknecht und den König der Herrlichkeit. Der Gottesknecht ist gekommen. Wir erwarten seine Wiederkunft als König der Könige.

Man könnte diese Beispiele beliebig vermehren.

Dieser vereinfachende Fundamentalismus ist typisch für manche aus der Reformation hervorgegangene Kirchen. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich radikal von der zuvorkommenden Mentalität des zeitgenössischen Katholizismus, der den Wert und die Gültigkeit des Judentums anerkennt und der praktisch jede Absicht, Proselytenmacherei zu betreiben, aufgegeben hat.

Praktisch wohl, doch, wie es scheint, nicht vollständig...

Es ist das schon eine merkwürdige Theologie, wie z.B. die eines amerikanischen Prälaten jüdischer Herkunft, die sagt, Jesus habe «feierlich angekündigt, dass Israel am Ende Seine Gegenwart suchen würde. Er hat Jerusalem vorgeworfen, die Propheten getötet zu haben; er hat die Einsamkeit und die Verzweiflung der Stadt vorausgesagt, weil sie seinen Schutz zurückgewiesen hat. Die Israeliten haben alles zurückgewiesen. Da sie sich von Seinem Herzen entfernt haben, konnten sie nur Opfer der Verzweiflung werden. Und doch werden ihre Leiden nicht ewig dauern: Ihr werdet mich von jetzt an nicht mehr sehen, hat er gesagt, bis ihr sprechen werdet: Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn' (Mt 23:39). Die Kirche betet darum, dieser Tag möge bald kommen. Nun

kommt dieser Tag jedesmal, wenn auch nur als Vorwegnahme, wenn ein Jude Christus annimmt. Dann freut sich die Kirche.» Er zitiert dann einen Brief Papst Gregors IX. vom 5. Mai 1236... und fügt hinzu: «Die jüdische Heimat ist das Reich Christi, und dieses Reich ist die katholische Kirche» (sic!).

Oder folgende erbauliche Argumentation aus einem Traktat der Catholic Information Society, N.Y.: Da die Juden an die Allmacht Gottes glauben, an die göttliche Gegenwart im Dornbusch, der brannte, ohne verzehrt zu werden, an die Gegenwart der Schechina im Exil, an den Sühnewert der Opfer, an die Auferstehung des Fleisches, so müssten sie doch eigentlich keine Abneigung empfinden, die jungfräuliche Geburt zu akzeptieren, und die fleischgewordene Gegenwart Gottes, den Sühnewert des Todes Christi und seine Auferstehung anzunehmen. Man soll doch nicht sagen, das sei unmöglich: Bergson hat es zugegeben, der Oberrabbiner von Rom, Eugenio Zolli, ebenfalls. Daher: Jedesmal, wenn sich ein Jude zu Christus bekehrt, bereichert die Gnade die Welt.

Wahrlich eine merkwürdige Theologie...

Wie es auch um den bleibenden Wert der Heiligen Schrift bestellt sein mag, so ist es doch unzulässig, sie ausserhalb ihres historischen Zusammenhangs zu benützen. Die Situation des modernen Menschen, sei er nun Jude oder Nichtjude, ist völlig verschieden von der eines Zeitgenossen Jesu. Der Glaube an seine Person war eine innerjüdische Angelegenheit (individuell oder kollektiv). Das Christentum bestand noch nicht, auch gab es keine christologische Theologie, an der gläubige Juden hätten Anstoss nehmen können. Man sprach noch nicht von jungfräulicher Geburt, von Inkarnation, von Erlösung, von der Dreieinigkeit, von Auferstehung und Himmelfahrt. Das Hauptproblem bildete wohl die Person dieses Propheten, der die im Amt befindlichen Priester störte und der für sich eine Autorität in Anspruch nahm, die an Lästerung grenzte.

Heute steht der Jude nicht mehr vor Jesus, sondern vor der Kirche, mit ihren enormen theologischen Infrastrukturen. Die oben skizzierte Evangelisationsmethode sieht vom gesamten rituellen und doktrinären Apparat des Christentums ab und wendet sich an den Juden unter Hervorhebung der Person Jesu auf messianischer Ebene, gewürzt mit einer Prise romantischer Emotion: Süßer Jesus, mein Heiland, mein Erlöser.

Wie es nun auch um diesen letzteren, an sich weniger wichtigen Punkt bestellt sein mag, so handelt es sich, wie wir gesehen haben, vor allem darum, zu zeigen, dass Jesus von Nazareth der von Gott verheissene Messias sei, den die Propheten angekündigt haben und den ganz Israel

erwartet. Alle Mittel sind gut dafür, auch der Flirt mit den Juden in der Form einer bedingungslosen Unterstützung des Staates Israel, dem man auch theologische Schützenhilfe leistet: Die Rückkehr Christi wird nicht eintreten, bevor nicht alle Juden ins Land zurückgekehrt sind und den christlichen Glauben angenommen haben.

In den Vereinigten Staaten gehen die «Jews for Jesus» von Tür zu Tür in den jüdischen Wohnquartieren, um überall Neue Testamente zu hinterlassen. In einer Synagoge unterbricht eine Gruppe junger Christen den Gottesdienst und verkündet Jesus durch das Absingen geistlicher Lieder. An einem anderen Ort kündigt man einen freien Diskussionsabend an, wo über alles und nichts gesprochen wird. Die jungen Leute haben das gern. Der Saal ist voll, das Publikum besteht aus Christen und Juden. Man entdeckt bald, dass es sich um eine getarnte Evangelisationsveranstaltung handelt. Gewiss ist das eine spezifisch amerikanische Erscheinung. Doch wird dieselbe Technik mit einigen Abänderungen auch in manchen Städten Europas angewendet, allerdings in einer etwas weniger indiscreten Form. Die theologische Struktur bleibt jedenfalls dieselbe. Als Ausgangspunkt dient ein über jede Diskussion erhabener Grundsatz oder ein Postulat dieser Art: Mit der Ankunft Christi hat das Judentum seine Daseinsberechtigung verloren und hat zu existieren aufgehört. So sind die Juden also zum Anachronismus geworden. Sie sind so oder so zum Verschwinden verurteilt. Ein guter Jude ist, wer aufhört, Jude zu sein.

Die letzte Jahreskonferenz der Amerikanischen Allianz messianischer Juden, die im Juli 1981 in Philadelphia stattgefunden hat, zählte rund 1000 Teilnehmer, darunter auch eine Anzahl Engländer und Franzosen. Eines der hauptsächlichsten Themen war, «die Aufgabe, inmitten des jüdischen Volkes Zeugnis davon abzulegen, dass ein Jude, der in Jesus von Nazareth den so sehr erhofften Messias erkennt, weder sein Volk noch den Glauben seiner Väter verlässt. Im Gegenteil: Alle wollen wahre Erben Abrahams und beschnittenen Herzens sein.»

Wenn alle Mittel gut sind, so könnte z.B. auch ein Roman geschrieben werden. Er ist tatsächlich schon geschrieben und sogar übersetzt, um in Europa verkauft zu werden. Im Klappentext ist folgendes zu lesen: «Die Protestanten kennen die Juden sehr schlecht. Sie wiederholen über sie schneidende Urteile, deren Quellen und deren Berechtigung sie nicht nachgeprüft haben. Das jüdische Volk hat schreckliche Verfolgungen erduldet. Christen finden sich damit ab und es ist schon erfreulich, wenn sie nicht sagen, es handle sich dabei um die gerechte Strafe, weil die Juden Jesus gekreuzigt haben. Unsere christliche Aufgabe ist es, zu versuchen, diejenigen zu verstehen, die unsere Ansichten und unseren Glauben nicht

teilen.» Man hat fast den Eindruck, eine Veröffentlichung der internationalen christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft vor sich zu haben. Überzeugt von dieser Anzeige kauft der naive Leser den Band, der in Wirklichkeit bis in alle Details die Bekehrung einer jungen praktizierenden Jüdin zur messianischen Bewegung erzählt. Sie wird im Geheimen von einem Missionar unterrichtet, wird christusgläubig und von ihrer Familie verstossen, wobei es zu peinlichen und grotesken Szenen kommt. In ihrer Verzweiflung findet die junge Frau schliesslich Zuflucht bei der Mission, wo sie ihren Mann wiederfindet, der sie vorübergehend verlassen hatte. Er bekehrt sich nun seinerseits und die Geschichte schliesst mit den Worten: «Er ist nach Hause zurückgekehrt... zu Rachel... zu seinem Messias.»

Bekehrungen kommen vor. Viele? Die Schätzungen gehen auseinander, je nachdem ob es sich um jüdische oder christliche Informationsquellen handelt. In welchem Masse sind es Dauerbekehrungen?

Innerhalb des Judentums hat eine heftige Reaktion eingesetzt, besonders in England und in den Vereinigten Staaten. Es erscheinen zahlreiche Veröffentlichungen pädagogischen Charakters, die sich die Aufgabe stellen, die Argumente der neuen Missionare in hieb- und stichfester Form zurückzuweisen.

Die Stossrichtung dieser Gegenpublikationen gehen dahin, dass es unmöglich sei, die Messianität Jesu zu *beweisen*. Die sogenannten Schriftbeweise seien nicht logischer Natur, und sie fussten auf beiden Seiten im Glauben.

Für einen Juden ist das Neue Testament nun einmal nicht inspirierte Schrift, obwohl man auch das nicht beweisen kann. Sodann muss die Schrift, soll sie nicht der Sinnlosigkeit anheimfallen, in ihrem inneren Zusammenhang gelesen werden. Wenn sich ein Jude vom Christentum angezogen fühlt, so müsste er zunächst, in seinem eigenen Interesse, seine Kenntnisse des traditionellen Judentums vertiefen. Dort wird er auch die Anhaltspunkte für ein Urteil über die Messianität Jesu finden.

Man erzählt in diesem Zusammenhang eine sehr bezeichnende Anekdote: Ein Christ brachte einmal vor einer jüdischen Gruppe folgenden Einwand: «Wie kommt es, dass Rabbi Akiba glauben konnte, Bar Kochba sei der Messias, wo er doch durch die Hand der Römer gestorben ist?» Ein Rabbiner antwortete: «Und Sie selbst: Wie wissen Sie, dass Bar Kochba nicht der Messias war?» — «Das ist doch offensichtlich», antwortete der Christ; «Bar Kochba ist gestorben, ohne die Erlösung Israels verwirklicht zu haben...»

Damals waren alle enttäuscht vom tragischen Ende Jesu. Doch die Christen gaben diesem Ende eine dreifache Erklärung: Die Auferstehung Jesu, das biblische Argument vom leidenden Gottesknecht und die Wiederkunft anlässlich der Parusie. Sie haben somit von allem Anfang an die messianische Funktion auf eine spirituelle Ebene übertragen, wo jedes Nachprüfen zur Unmöglichkeit wird. Man hat die Funktion des Messias neu definiert, um sie mit den Ereignissen in Einklang zu bringen. Später, im Mittelalter, wurde gesagt, die prophetischen Texte, die zur Stütze der Lehre von der Gottheit Christi dienen, seien vollkommen klar, doch habe Gott die starrnackigen und hartherzigen Juden mit Blindheit geschlagen. In Wirklichkeit bedürfen diese Texte, die im Judentum einen absolut annehmbaren Sinn haben, in keiner Weise einer anderen oder neuen Sinnggebung. Wenn sie von den Christen anders und in einer Weise erklärt werden, die mit der jüdischen Tradition unvereinbar ist, selbst wenn es sich nur darum handelt, in ihnen tiefgründige und verborgene Andeutungen zu entdecken, so kann dies nur aufgrund eines primären Glaubensaktes geschehen, der der anderen Tradition ihr Recht und ihre Freiheit lässt.

Schlussbetrachtung

Lassen sich aus dem Gesagten Schlüsse ziehen?

Man beharrt darauf und gibt vor, für einen Juden bestehe die wahre Erfüllung in der Annahme Jesu als Messias. Das sei, so wird gesagt, die natürlichste Sache und der wunderbarste und vor allem spirituellste Schritt, den ein Jude überhaupt tun könne. So wird also wieder der ungenügende und unvollständige Charakter des Judentums gepredigt. Wo das geschieht, ergibt sich daraus eine Ungewissheit und Beunruhigung für Christen so gut wie für Juden, handelt es sich doch um eine falsche Darstellung des Christentums. Sie birgt die Gefahr in sich, die Basis der gegenseitigen Achtung zu untergraben, die doch kaum hergestellt war. Sie ist eine Quelle von Verwirrung und es besteht die Gefahr, dass sich die jüdische Gemeinschaft vom Dialog distanzier, da sie glaubt, die «juden-christliche» Bewegung sei nur der sichtbare Ausdruck einer hintergründig vorhandenen Bekehrungsabsicht bei allen Christen.

Das wäre, um es kurz zu sagen, eine betrüblich vereinfachende und ärgerlich monotone Missionstheologie.

Die fundamentalistische Ideologie ist eine ständige Versuchung für den von der Theologie formulierten Glauben. Das Ausruhen auf der

Irrtumslosigkeit der Schrift (und auf der Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes), bei gleichzeitiger Verwerfung jeglichen Rechtes des Verstandes, ist eine beunruhigende Angelegenheit. Für den bereits überzeugten Gläubigen mag es ein angenehmes Gefühl sein, über ein unerschöpfliches Arsenal einfacher und unangreifbarer Antworten auf alle Fragen zu verfügen, die den ängstlichen Geist bedrängen, wie kompliziert diese Fragen auch seien.

Die Theologie und die Tradition sind von Natur aus komplex und werden ständig von unzähligen Zweifeln in Spannung gehalten. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass sich bei nicht informierten und verwirrten Gläubigen die Verlockung angeblich fester und sicherer Positionen breitmacht. Diese Sicherheit kommt nur aufgrund einer groben Vereinfachung zustande, die alle Gegebenheiten des Problems verfälscht und die in eine Sicht der Dinge mündet, die nur infolge von Engstirnigkeit möglich wird.

Der so erzeugte Optimismus ist trügerisch, denn die angeblich sicheren und mit Überzeugung vorgebrachten Antworten sind in Wirklichkeit nur eine Flucht vor den Tatsachen. Die Offenbarung lebt vom Mysterium. Dieses kann ehrlicherweise nur auf mehreren Ebenen gleichzeitig verstanden werden. Ein typisches Beispiel dafür ist die so schwer fassbare Theologie im Römerbrief, wo von der Berufung, dem Wert und der Fortdauer Israels die Rede ist. Die radikalen Positionen der messianischen Missionare weisen dieses Paradoxon zurück. Vom Fundamentalismus bis zum Fanatismus genügt ein kleiner Schritt...

Man kann den Juden nicht zumuten, sie sollten jetzt plötzlich Jesus Christus anbeten. Man kann ihnen auch nicht versprechen, dass die Christen darauf verzichten werden, zu glauben, dass sie die Nutzniesser der Verheissungen sind, die Israel bewahrt. Christen und Juden werden fortfahren, dieselbe Schrift zu lesen und ihr einen verschiedenen Sinn zu geben. Doch werden sie mit zu Boden geneigtem Antlitz den einen Gott anflehen, dass Er ihnen den Weg zu klaren Begegnungen öffne.